Das erste Messer

Bronzezeitliche Skizze von Oskar Karich

Abseits vom Gräberfeld wurde die Urne gefunden. Hunderte von Scherben bildeten mit Knochenresten, einer Kugelkopfnadel und einem schön erhaltenen Bronzemesser ein wüstes Durcheinander. Es gelang mit unendlicher Mühe, die Urne zusammenzusetzen. Nun steht sie vor uns und entzückt unsere Augen durch ihre Formenschönheit, durch die wunderbare harmonische Linienführung. Man sinnt und träumt... Viertausend Jahre versinken...

Die Wasser rauschten aus Schründen und Schluchten. Die Wolken brachen auseinander, und in den Niederungen traten die Flüsse über die Ufer. Donnern und Brausen erfüllte die Täler. Die Wasser kletterten an den Hängen hinan.

Sie kamen auch zur Wohngrube des „Grauen Elch", der mit Weib und zwei Söhnen an der Felslehne hauste, die den Eingang des langgezogenen Tales bewachte. Stumm nahmen die Männer ihre Steinbeile und wanderten bergan. Unbeweglich sah die Frau der Vernichtung ihrer Wohnstätte zu. Das Gurgeln des Wassers schnitt ihr ins Herz; sie wandte sich verzweifelt um und schritt den Männern nach.

Nach ziellosem Umherirren auf Wildpfaden und Lichtungen, nach nassen, triefenden Nächten unter Bäumen und Felsvorsprüngen entschied sich der „Graue Elch" für einen von Kiefern umstandenen, sandigen Hügel.

Mühselige Arbeit begann. Die Frau keuchte unter den Lasten vom Sturm zersplitterter Aeste. Schaufelte mit den Händen die Erde aus dem Rund der angelegten Grube. Der Bau der Wohnhütte war ihre selbstverständliche Aufgabe. Ihr Herr und Gebieter hatte mit der Auffindung der Wohnstätte seine Schuldigkeit getan. Die Söhne schafften Lehm und Ton herbei und formten die erste Urne. Der „Graue Elch" hatte sich bereits in seine Hauptarbeit vertieft. Seit zweimal soviel Monden, wie er Finger an den klobigen Händen hatte, arbeitete er an seinem neuen Steinbeil. Als das Hochwasser kam, war dies Steinbeil das erste, was er an seiner Brust barg. Wenn er daran arbeitete, durfte ihn niemand stören, und als neulich die beiden Söhne mit der schwarzzottigen Haut eines erlegten Bären heimkehrten und diese dem Vater ehrerbietig vor die Füße breiteten, schaute er nicht einen Augenblick von seiner Arbeit auf, wiewohl der erste erlegte Bär eine Heldentat sondergleichen war. Er grunzte zornig in seinen Bart, und die beiden Jünglinge mußten das prächtige Fell schleunigst wegtragen.

Es war aber auch ein seltenes Steinbeil. Ein langgestreckter, glitzernder Quarzstein, dessen schlankes Ende von der unermüdlichen Hand des „Grauen Elch" sorgfältig behämmert wurde. Als Meißel diente ein wuchtiger, noch härterer Quarz, und bei jedem Schlag sprühten Funken. Neben ihm lag sein altes Beil, das er in jungen Jahren angefertigt hatte. Ein mit Hammelsdärmen befestigter Eichenknüppel diente als Schaft. Doch seit er auf jener denkwürdigen Jagdstreife durch den Urwald seinem nächsten Nachbarn begegnete und in dessen Hand ein wunderbares, neuartiges Beil gewahrte mit einem Schaft, der mitten hindurch ging, seitdem gefiel ihm seine alte, treue Wehr nicht mehr.

Die neue Waffe erhielt den letzten Schliff. Das Loch für den Schaft klaffte wie eine Wunde. Nach je zehn Schlägen hob der Alte das Beil gegen die Sonne und war beglückt von der edel geschwungenen Form. Arbeit seiner Hände. Arbeit mit Mühe und unglaublicher Geduld... Die erste Jagd mit der neuen Waffe... Was soll das für eine Jagd werden? Wie rasch wird die Haut des Hirsches mit des neuen Beiles haarscharfer Schneide vom Körper getrennt! Blitzschnell!

Der Alte ruhte aus und blickte weithin über die Wipfel des Waldes. Er dachte an Kämpfe mit Menschen, Tieren und Naturgewalten. Sein ganzes Leben war ein Kampf. Brust an Brust. Gegen Menschen und Tiere blieb er Sieger. Den Gewalten der Natur mußte er sich beugen.

Stimmen klangen an sein Ohr. Er erkannte seine Söhne, sein Weib — und eine fremde Stimme. Die Seinen waren erregt. Ein fremder, dunkelhäutiger Mann zog ein bepacktes, struppiges Pferd hinter sich her. Er verneigte sich demütig vor dem „Grauen Elch": „Der Rauch Eures Feuers führt mich, o Gebieter, zu Euch. Schon ein Stück Weges atme ich den Duft des Rehes dort am Spieße. Doch nicht als Gast komme ich zu Euch. Gestattet, daß ich Euch meine Herrlichkeiten zeige! Herrlichkeiten, die Eure Augen noch nie geschaut haben." Damit schälte der fremde Mann, der in fremde Kleider gehüllt war, aus einer Fellrolle blitzende Gegenstände heraus, legte sie zu Füßen der gaffenden, fellumhangenen Sandhügelbewohner. Ein Redeschwall stürzte aus des Fremden Munde. Seine Zuhörer verstanden nichts davon. Soviel redet der „Graue Elch" nicht von Neumond zu Neumond wie der Fremde, nach dem Sonnenstande gemessen, von einem Eichenwipfel zum anderen. Er faßte eine glänzende, feinverzierte Bronzeklinge mit Hirschhornschaft, nahm dem ältesten Sohne den erlegten Hasen aus der Hand und trennte mit unerhörter Geschicklichkeit das Fell vom Körper, weidete ihn aus und reichte ihn, mitsamt dem Messer, dem Jäger zurück. Wählte eine lange Kugelkopfnadel, raffte die unordentlich hängenden, mit spitzen Knochenstücken gehaltenen Schaffelle der Frau über der Brust zusammen und stieß mit einem Ruck die Nadel durch die Enden. Als der Fremde mit einer Spange an den wirren Haarschopf des Gebieters heran wollte, erhielt er einen Stoß gegen die Brust. Aus dumpfer Betäubung erhob sich der „Graue Elch". Seine Stimme klang wie das ferne Röhren eines Hirsches. Er forderte Weib und Sohn auf, dem Fremden die Gegenstände zurückzugeben. Auch sie waren wie betäubt. Zögernd folgten sie ihrem Gebieter. Mürrisch packte der Fremde die glitzernde Habe ein und trollte mit seinem Pferde von dannen, begleitet von den beiden Söhnen.

Der Alte streichelte das neue Steinbeil. Seine Arbeit von vielen, vielen Monden. Sie sollte nun nichts mehr bedeuten? Wegen der neuen, glänzenden Sachen, die er eben gesehen hatte? Diese schwachen, zerbrechlichen Dinger! Ha, der geschwätzige Fremde sollte nur einmal den Schädel des Bären damit zu spalten versuchen. Elend zersplittern würde seine lumpige Klinge. Und wie der widerwärtige Kerl schwatzte. Schwatzt ein Mann soviel? Der „Graue Elch" versank in tiefes Sinnen.

Am Abend kehrten die Söhne zurück und traten scheu vor ihren Vater. Zögernd erzählte der älteste, daß er auf Drängen des Händlers das Bronzemesser angenommen habe. Es würde gute Dienste beim Ausweiden des Wildes verrichten. Und die Nadel... Mit aufsteigendem Zorn hörte der Alte zu.

„Was gabt Ihr dem Fremden dafür?"

„Das Bärenfell."

Der „Graue Elch" brüllte auf. Blutroter Schein war vor seinen Augen. Die Hände griffen nach dem neuen Beil, und er stürmte den Hügel hinab.

Waldesdämmerung umfing ihn. Bevor es Nacht wurde, mußte er den Fremden haben. Den Wildpfad entlang eilte der „Graue Elch". Tiefgebückt. Die Augen auf die Hufspur gerichtet. Ein grauer, böser Geist eilte durch den Wald...

Am anderen Tage, als die Sonne am höchsten stand, brachten die Söhne ihren Vater. Stumm und kalt lag er auf belaubten Aesten, eine tief Wunde in der Brust.

Die Seinen schichteten dürres Holz auf der Spitze des Hügels zu einem Scheiterhaufen und legten ihren toten Gebieter darauf.

Rot loderten die Flammen. Die drei Menschen hockten ringsum und stierten in die Glut. Zwischen den Knien der Frau wartete eine bauchige, schwarze Urne auf die Asche des Toten, auf die Kugelkopfnadel und auf das Bronzemesser mit Hirschhornschaft.

Ernährung durch Konserven möglich?

Interessante Versuche werden seit einigen Monaten von den Gelehrten W. H. Eddy, E. F. Kohmann und C. Z. Gurin vorgenommen. Sie ernähren nämlich Ratten und Meerschweinchen durch Konserven. Die Forscher sind bereits bei der fünften, bezw. dritten Generation der Tierchen angelangt, die sich angeblich besten Wohlseins erfreuen. Wachstum und Gewicht sollen sogar den Durchschnitt übersteigen. Danach wären also auch in den Konserven ausreichend Vitamine enthalten. Man wird gut tun, den weiteren Verlauf der Untersuchungen abzuwarten, die den bisher gemachten Erfahrungen widersprechen.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 96 — 29. November 1931 — 6. Jahrgang

Die Herrin vom Mühlenhof

10) Roman von Morlen Korch (Nachdruck verboten)

Immer noch hielt er Saras Handgelenk, als fürchtete er, daß sie fliehen wollte, als lebte noch etwas von dieser merkwürdigen Angst.

Er flüsterte ihr die süßesten Namen ins Ohr. „Sara, wenn du wüßtest, wie lieb ich dich habe. Ich glaube, ich habe dich geliebt, seit ich ein kleiner Bube war. Und wenn du wüßtest, wie ich mich nach dir gesehnt habe und wie froh ich jetzt bin," flüsterte er.

„Glaubst du nicht, daß ich es weiß, Palle? Ich bin ja ebenso froh. Als ich erfuhr, du weißt schon, was, damals hattest du mir noch nicht gesagt, daß du mich liebhattest; aber ich wußte es ja doch gut. Und dann der Abend, als ich dich belügen und dir so weh tun mußte. Ich glaubte fast, daß ich sterben müßte, als du von mir gingst." Sara machte eine kleine Pause und sah Palle an. „Aber auf der Hochschule waren sie so gut zu mir; da war ein alter Lehrer; ich glaube, er konnte meine Gedanken sehen und verstehen. Da bekam ich wieder Mut, und als ich dann heimkam, entdeckte ich, daß ich betrogen worden war."

„Was war das, Sara? Womit wurdest du betrogen?"

Sara war einen Augenblick verlegen. „Es ist nicht so leicht, davon zu reden; aber du sollst es jetzt wissen. Es war ein schlimmer Plan, uns zu trennen, und er war so listig ins Werk gesetzt, daß ich gezwungen war, daran zu glauben. Ich denke, du wirst nicht böse, wenn ich es dir sage; jetzt weiß ich ja, daß es nicht wahr ist. Ich erfuhr, daß dein Vater auch der meine wäre und daß du mein Bruder wärst. Kannst du mich nun verstehen?"

„Ja, ja, aber wer war es, Sara?"

„Darüber wollen wir jetzt nicht reden. Ich weiß es nicht einmal ganz bestimmt. Es kam heraus durch einen Brief, der Tante Benta gezeigt wurde. Du weißt ja wohl, daß ich ein Jahr alt war, als Julius und Karen mich an Kindes Statt annahmen. Tante Benta ordnete alles; aber es war doch dein Vater, der mich hierherbrachte. Er war es, der Tante Benta meinetwegen Bescheid sagen mußte." Sara machte wieder eine Pause.

„Weiter, Sara," bat Palle.

„Ich wußte es nicht besser, als daß Karen meine Mutter und Julius mein Vater war, und dafür gelten sie mir auch noch; als aber der Brief kam, erzählte Tante Benta mir alles, und es paßte ja alles so gut zusammen. Jetzt konnte ich verstehen, warum dein Vater immer so gut zu mir gewesen war, und warum wir zwei zusammen lernen mußten, und warum ich all die Geschenke bekam."

„Das war ja nur, weil Vater dich gerne hatte, Sara, wie alle andern in der Mühle."

„Ja, jetzt weiß ich es gut. Aber gerade, ehe das alles kam, hatte dein Vater im Park mit mir gesprochen. Ich habe ja gut gemerkt, daß er unsere Freundschaft nicht gern sah. Und an dem Tage sprach er so gut und liebevoll. Aber er sagte, wir dürften uns nie verloben, das ginge nicht. Hinterher legte ich viel mehr hinein, als er sagte, dein Vater hatte sich wohl damals nur in den Kopf gesetzt, daß du Anna vom Ringholmhofe nehmen solltest.

„Aber wer hat den Schurkenstreich begangen? Sara, sag' es mir."

„Ich will nichts sagen, aber ich weiß schon, wem ich es zutraue, und ich hätte sie fast deswegen gehaßt."

Palle wußte gut, wen Sara meinte, es gab sicher auch keine andere, die es hätte tun können, als gerade sie. Ehe er fortging, hatte er plötzlich gesehen, daß sie ihn mit einer Leidenschaft liebte, die er ihr nie zugetraut hätte. Er dachte daran, wie leicht alles für sie gewesen war, die Jarmers Leben und alle Verhältnisse so genau kannte. Er wunderte sich beinahe darüber, daß er Sara damals nicht verstanden hatte. Und während er noch über alles grübelte, erzählte Sara, wie alles zugegangen war.

Saras richtige Mutter war gestorben, ehe Sara zur Ringmühle gekommen war. Sie hatte eine Freundin, ein Fräulein Körner, und als die krank wurde und auch starb, wurden Tante Benta einige Briefe geschickt, die Fräulein Körner von Saras Mutter erhalten hatte, und unter diesen Briefen war einer, der offenbarte, daß Dines Jarmer der Vater war.

„Warum fragte Tante Benta meinen Vater nicht selber?" sagte Palle.

„Das wollte Tante Benta deinetwegen nicht; aber sie war so überzeugt von der Richtigkeit, daß sie gar nicht daran dachte zu fragen, und ich auch nicht. Seither hat sie sicher mit deinem Vater gesprochen."

Auf Palles Frage, wie die Fälschung herausgekommen sei, erzählte Sara, daß Tante Benta den Brief mit einigen Briefen von Saras Mutter verglichen und Verdacht geschöpft hätte; dann schrieb sie an eine Dame, die Saras Mutter genau gekannt hatte, und als sie die Antwort er-

hielt, war sie vollkommen sicher, daß Farmer nicht Saras Vater sein konnte.

„Aber der Brief, wo ist er denn hergekommen?“ fragte Palle.

In diesem Augenblick ertönte Jettes Stimme, die aus dem Fenster nach ihm rief. Palle ließ sich nur Zeit zu einem hastigen Händedruck, dann lief er.

Achtes Kapitel.

Der alte Farmer hatte einen schweren Anfall gehabt, als Palle herauskam. Er dauerte lange und war hartnäckig; aber er überstand ihn.

„Ich wußte, daß es diesmal noch nichts wurde,“ sagte er, als er so weit war, daß er sprechen konnte, aber er war sehr ermattet und fiel gleich darauf in einen tiefen Schlaf.

Sowohl Madsen wie Jette erboten sich, an Palles Statt zu wachen; aber er wollte ihr Angebot nicht annehmen, er wollte selbst jeden Augenblick beim Vater sein, wenn er es aushielt. Lange saß er in einem merkwürdigen Zustand zwischen Schlaf und Wachen da. Die einzige Flamme, die ganz schwach brannte, erleuchtete nur teilweise das große Zimmer, in den Winkeln lauerten düstere, gespensterhafte Schatten. Die zerfetzten Tapeten bewegten sich schwach im Nachtwinde, die großen Sessel glichen unförmigen Gespenstern; das Zimmer war wie mit Gespenstern gefüllt, die Macht über den Sterbenden zu gewinnen suchten.

Palle mußte ihn vor allem Bösen beschirmen. Er fuhr mit einem Ruck auf. Ja, Gott sei Dank, der Vater lag still und friedlich und schlief. Er kämpfte mit dem Schlaf, erhob sich, machte eine Bewegung und wurde wach. Dann betrachtete er die Bilder der Großeltern, die gerade vor ihm an der Wand hingen. Das groß geschnittene Gesicht des Großvaters und die strengen Züge der Großmutter. Palle konnte sich ihrer ganz schwach erinnern; er war fünf Jahre alt gewesen, als sie starb. Er wußte, daß sie einen schweren Kampf gekämpft hatte, um das Schicksal der Ringmühle zu wenden; sie hatte die Mühlenfrau überwinden wollen und war zuletzt doch ihr Opfer geworden. Palle erinnerte sich gut der unheimlichen Stimmung, die sich an dem Wintermorgen, als man sie hereintrug, über die Mühle breitete. Der Mühlensee war über seine Ufer getreten. Das Eis drohte, die neuen kostbaren Schleusenpforten zu vernichten, und in ihrem Eifer, selbst bei allem zu helfen, fiel sie auf der glatten Mühlenbrücke und kam so ernst zu Schaden, daß sie nie wieder aufstand.

Palle forschte in ihren Zügen. Er fand, daß etwas Berauschendes darin lag, im Schatten des Geschlechtes und der Väter zu weilen; das war dunkel, aber doch stark. Ihre Fehler und Vorzüge, ihre Kämpfe und Fehden, ihr Schicksal, alles wurde Nahrung für den wachsenden Willen. Er erinnerte sich so vieler Züge, die der Vater und Jette erzählt hatten und die jetzt ganz besondere Bedeutung erhielten.

Zuletzt trat er vor die entgegengesetzte Wand und nahm das Bild seiner Mutter, ein ausgezeichnetes, schönes und ähnliches Bild. Wie er sich doch dieses feinen, wehmütigen Zuges um ihren Mund erinnerte, der immer erschien, wenn sie in ihre Gedanken vertieft war. Und er erinnerte sich ihrer großen, klaren Augen, die so gelacht hatten, wenn sie Märchen erzählte.

Es war schwer gewesen, sehr schwer für sie, sich unter den handfesten Farmers zurechtzufinden. Sie war so zart und schwach gewesen, eine feine kleine Zierpflanze, die in ein stürmisches Beet gepflanzt worden war.

Palle setzte sich in den Sessel mit dem Bild in der Hand, und während er die Mutter ansah, war es, als begänne sie Märchen zu erzählen wie damals, als er auf ihrem Schoße saß. Da war eines, das sie so oft erzählte und mit einem so wehmütigen Glanz ausstattete, daß er es nie vergessen hatte. Es handelte von einer Prinzessin, die in einer Märchenmühle, fast wie die Ringmühle, gefangen war. In den hellen Sommernächten, namentlich wenn der Mond schien, verwandelte sie sich in einen Hirsch und sprang zu den Tieren, die sie so liebte — ehe sie aber fortging, mußte sie ihr Herz dem Mühlenrad zum Pfande geben, damit es wußte, daß sie wiederkam.

Und sie erlebte so vieles auf ihrer Reise. Sie begegnete der Katze, die sich auf der Wanderung befand und weglaufen wollte, weil sie so alt geworden war, die Prinzessin strich ihr über den Rücken und sie wurde wieder jung und froh. Sie sprach mit dem Igel, der sein Weibchen suchte, und zeigte ihm den Weg, und mit der Eule, die auf einem nackten Zweig saß, und mit dem Fuchs, der angeschlichen kam, sie sprach mit allen und half ihnen.

Am besten war es gewesen, wenn sie mit den Bäumen und den Blumen sprach, dann stiegen die schönsten Gestalten aus ihnen heraus, und sie erzählten so viel Schönes, so viel, daß Palle nie müde werden konnte, davon zu hören; aber wenn alles gerade am schönsten war, war die Nacht vorbei, und der Hirsch mußte im vollen Galopp davonspringen, um zurück zu sein, ehe die Mühle in Gang gesetzt wurde; kam er zu spät, so wurde das Herz der Prinzessin von den starken Armen des Mühlenrades zerschlagen.

Palle erinnerte sich, welche Angst er fühlte, daß der Hirsch zu spät käme. Ob die Mutter nicht selbst der friedlose Hirsch war, der nie Ruhe finden konnte? Ihre Ehe war ihr wohl wie eine Gefangenschaft gewesen, glücklich hatte sie sich wohl nur in ihrer einsamen Welt und in ihren Träumen gefühlt, und manchmal hatte sie beim Erzählen geweint, das konnte Palle nicht vergessen.

Immer wieder wollte er das Märchen hören und die Mutter erzählte es ihm mit immer neuen Variationen. Einmal erzählte sie, daß der Hirsch einem kleinen Knaben begegnet wäre, der in Gefahr war, und daß er sein Leben wagen und einen teuren Preis bezahlen mußte, um ihn zu befreien; aber er befreite ihn und nahm ihn mit nach der Mühle, damit er, wenn er einmal groß und klug würde, die Prinzessin retten könnte.

Es war merkwürdig, wie dieses Märchen mit der Erinnerung an die Mutter verschmolzen war. Und wie er hier saß, durchlebte er alles wieder; ihm schien es, er sähe das Gesicht der Mutter und hörte ihre Stimme. Mitten zwischen Traum und Märchen schlief er ein.

Und im Traum wurde er Mittelpunkt des Märchens, jetzt war er es, der im Walde, wo die Sonne schien, gefunden worden war; aber auch er hatte sein Herz verpfändet und mußte in der Mühle sein, wenn das Rad wieder in Gang gesetzt wurde.

Er erwachte plötzlich und merkte, daß der Vater wach war und ihn ansah. Der Tag wollte anbrechen, ein goldener Schimmer fiel durch das Fenster herein und die Vögel sangen.

„Ich habe wohl geschlafen?“ sagte Palle und schüttelte den Schlaf ab.

„Ja, und ich sah dich an, du siehst doch deiner Mutter ähnlich,“ sagte Farmer, seine Stimme war ganz schwach und Palle konnte merken, daß er es ungern sagte. Der Vater hatte immer gewollt, daß Palle dem Farmers gliche, er war oft böse geworden, wenn jemand von der Ähnlichkeit mit der Mutter sprach.

„Und ihr Bild liegt auf deinem Schoß.“

Palle nahm es behutsam auf, der Vater bat darum, sah es eine Zeitlang an und gab es dann mit einem kleinen Seufzer zurück.

„Viele haben meinetwegen gelitten; deine Mutter aber am meisten,“ sagte er düster.

„Kannst du das Mühlenwasser hören?“ fragte er ein wenig später.

Palle nickte.

„Jetzt stemmt und preßt es sich dagegen, bis geöffnet wird. Es spricht stets von mir, wenn ich hier liege und lausche; aber oft ist es ein strenger Richter, und das Mühlenrad, das kann mich trösten, aber es kann mir auch harte Wahrheiten sagen, ich bin ihm nicht treu gewesen, Palle.“

„Was redest du nun, Vater, du solltest nicht treu gegen die Mühle gewesen sein?“ wandte Palle ein.

„Es ist die Wahrheit, Palle. Eines Tages war ich auf den Radbalken bei der großen Welle heraufgekrochen, ich war damals erst ein kleiner Bursche. Vater kam gelaufen und rief Mutter: „Sieh Dines,“ rief er. „Jetzt will er die Mühle in Gang setzen. Ja, wartet nur, bis er darankommt, dann sollt ihr sehen, wie die Ringmühle gehen wird!“ Mir scheint, ich kann es ihn noch sagen hören und sie beide sehen; aber es ging ja gar nicht so, Palle.“ Eine ruhige Selbstkritik war in dem Ton, der Farmer sonst fremd war.

(Fortsetzung folgt)

Ihr Brautstück

Erzählung von Emanuel Clausen

Die ersten Lichtbündel der Morgensonne trafen das Fenster. Caro kratzte an der Schwelle der Tür. Das war das Zeichen für die alte Frau Babette Knapp. Es bedeutete: Aufstehen und die Kühe melken! Diese Arbeit ging der fast achtzigjährigen noch verhältnismäßig leicht von der Hand.

Zu anderem taugte sie ja schon lange nicht mehr. Dabei saß sie jetzt bereits im zwanzigsten Sommer bei ihrem Schwieger im Austragsstübchen und wußte, sie war für ihre Kinder Ballast. Aber die alte Babette konnte und konnte nicht sterben, wie große Mühe sie sich auch manchmal an harten Tagen gab. Westfälischer Bauernschlag, der die Hundert vollendet wenn nichts Außergewöhnliches dazwischen kommt.

Die Kinder, die sie ihrem Peter in einer langen und glücklichen Ehe geschenkt, hatten sich jetzt schon lange in alle vier Winde zerstreut. Nur Anna, die älteste Tochter, war seßhaft geblieben, das nun auch schon grau gewordene Weib des Dieter, der anläßlich seiner Heirat das Knappsche Gütchen von der Schuldenlast befreit.

Und darauf pochte der noch heute. Er habe die Familie Knapp vor dem Untergange gerettet, das bekam man an jedem neuen Tage an Stelle der Butter auf dem Brote gereicht.

Ueber dem Bette der Alten, die sich jetzt mühsam mit zitternden Beinen und wackelndem Kopfe erhoben hatte, hing ein Abreißkalender. Mechanisch — wie an jedem neuen Morgen — löste ihre Finger des vergangenen Tages nun wertlos gewordenes Blatt. Auf einmal wurden ihre trüben Augen heller und größer. Aber sie mußte die schwachen anstrengen, um ordentlich lesen zu können: 10. Mai. Und da fiel es ihr ein. Richtig! Heute waren es ja auf den Tag sechzig Jahre her, daß sie sich mit ihrem Peter versprochen hatte. An einem Sonntag geschah das damals, am Rande des frühlingsgrünen Waldes, der genau wie heuer sein sich ewig erneuerndes Festkleid trug. Auf dem mit Schlüsselblümchen und Salbeiblüten übersäten Anger, wo die Steinbank unter der uralten Linde stand. Zu diesem über des Lebens ganze Zukunft entscheidenden Stelldichein hatte Peter seiner Babette das Brautstück mitgebracht.

Blond war sie damals gewesen, frisch und jung, die schönste Dirne weit und breit, wie der bis über die Ohren verliebte Bursche sie immer und immer wieder versichert hatte!

In dieser seligen Erinnerung legte sich eine leise Röte auf die Wangen der alten Frau Knapp. Ihr Gang war leichter, ihre Bewegungen wurden lebhafter. Sie kniete sogar auf dem Fußboden nieder und zog die Lade aus der Kommode heraus. In dieser verwahrte sie ihre Schätze. Blutwenig und doch für sie so viel! Alles mit einem einzigen Worte. Das Gebetbuch, den verwelkten Myrthenkranz, den verstaubten Schleier ... und ihr Brautstück.

Einen scharlachroten „Seelenwärmer“, wie er vor sechzig langen Jahren Mode gewesen. Peter hatte das Brusttuch aus der Stadt mitgebracht und ihr heimlich anvertraut, daß es das teuerste im ganzen Laden gewesen sei.

Dabei hatte er sie in seine Arme genommen und sie unter heißen Küssen versichert: „Aber für Dich ist mir nichts zu teuer, mein süßer Schatz!“

Diese seine lieben Worte klangen eben in Frau Babettes Ohren wieder, als sie jetzt mit einer grotesk wirkenden Koketterie vor dem schon blind gewordenen Spiegel stand und den knallroten „Seelenwärmer“ um ihre Schultern legte. Wie Trotz spielte es um die verwelkten Lippen, und feste Entschlossenheit thronte auf einmal auf der von tiefen Runzeln durchzogenen Stirn.

„Grade, grade“, sagte sie jetzt vor sich hin. „Sie mögen sagen, was sie wollen. Sie mögen mich verhöhnen und auslachen. Grade trage ich heute das Tuch.“

Erst Dieters rauhe Stimme riß sie in die Wirklichkeit zurück. Sein schwerer Bauernstiefel polterte auf der Stiege, und sein Mund fluchte: „Zum Teufel auch, wo steckst Du denn, Alte, wir warten schon eine halbe Stunde auf die Milch!“

Die Greisin in dem roten Tuche duckte sich wie ein Hund, dem Prügel bevorstehen.

Sie verließ ihre Stube und stand auf der Stiege Dieter gegenüber, der wie immer, wenn er auf die Felder ging, einen derben Knotenstock mit sich führte. Aber er mißhandelte die Alte nicht. Er lachte nur aus vollem Halse über den ungewohnten Anblick und griff sich an den Kopf, als ob ihm da in der Schwiegeralten eine Närrin über den Weg gelaufen sei.

Mühselig drückte sich Frau Babette auf der schmalen Stiege an ihm vorbei. Denn Dieter war ein Hüne. Wenn der auf den Stufen stand, dann blieb hier für die anderen nur noch ein ganz winziger Platz. Aber er reichte, um die am Brautstück Prangende vorbei zu lassen. Als Frau Babette an der Küche vorüber kam, steckte die Tochter den Kopf aus der Tür.

Anna, ihr ältestes Kind, dessen Geburt sie um ein Haar das Leben gekostet hätte! Und auch Anna tat es Dieter nach. Ja, noch mehr! Sie kleidete ihre Gedanken in Worte und schrie: „Du bist wohl verrückt geworden, Mutter!“

Auch das focht die alte Babette nichts an. Sie trug ihr Brautstück. Das hatte sie sich nun einmal seit Feststellung des Jubiläumsdatums in den harten Schädel gesetzt. Der war in Westfalen geschnitzt worden und gab, wie alle seinesgleichen, so leicht nicht nach.

Fest entschlossen, auf ihrem Vorsatz zu beharren, schlürfte die Alte in den Stall. Den Melkeimer zu holen, denn nach Dieters Geheiß weideten die Kühe bei dem herrlichen Wetter im Freien. Noch keine hundert Schritte von hier, auf einem umzäunten Wiesenstücke, das Dieter eigens für diesen Zweck erst vor Jahresfrist erworben hatte.

Aber diese hundert Schritte führten durch die Dorfstraße. Am Schulhause vorbei. Der Unterricht begann sehr früh, weil die Kinder in den Tagesstunden von den Eltern für häusliche Arbeit beansprucht wurden, und es konnte schon geschehen, daß die immer zu wilden Streichen aufgelegte Jugend die mit dem roten „Seelenwärmer“ protzende Alte auf dem Wege traf.

Erfreulicherweise geschah das aber nicht. Die Schulkinder waren noch nicht so weit. Nur der Bäckerjunge, der bei Meister Matthes den Teig rührte, streckte ihr die Zunge heraus. Was der Flegel sie wohl kümmerte! Und doch beeilte sie sich, so gut das eben auf den achtzigjährigen Füßen zu gehen vermochte, und hatte nach wenigen Minuten das Gattertor des umfriedeten Wiesenstücks erreicht.

Dieters fünf schöne Kühe grasten friedlich. Ab und zu muhte eines der Tiere, das an der Last seines gefüllten Euters zu schwer tragen mochte, weil es heute infolge der festlichen Bekleidung der alten Babette ein wenig später als sonst geworden war.

Die grell leuchtende Gestalt der gebückten Alten schob sich jetzt durch das Gattertor hinter den Zaun. Sie wollte sich einer der Kühe nähern, um dieser ihre Last abzunehmen, und stand plötzlich wie angewurzelt. Einem Steinbild zu vergleichen, unfähig, auch nur einen einzigen Schritt vor- oder rückwärts zu machen.

Der junge Zuchtbulle, der sich hier auf Dieters Befehl seiner Freiheit erfreute, senkte den Kopf. Seine Augen glotzten und glotzten. Auf das rote Tuch, das die alte Babette zur Feier ihres sechzigsten Verlobungstages angelegt hatte.

Zwei spitzige Hörner harrten der armen Alten. Sie waren auf ihre Brust gerichtet. Wenn der Stier losfuhr, dann traf er sie mitten ins Herz.

Aber sie rührte sich nicht von der Stelle. Ein Gedanke durchfuhr da auf einmal ihren Kopf. Zu was war sie denn noch gut? Wer liebte sie noch? Peter im Himmel droben wartete.

Auch sie tat das jetzt ... reglos.

Da kam Dieter im Laufschritt an. Er war der Schwiegermutter nachgegangen, um sie nach seiner Art und Weise zur Arbeit aufzumuntern. Zu spät. Als er sich über den Gatterzaun schwang, war es geschehen — die Alte starb noch, bevor man sie in ihr Stübchen zurück gebracht.